

Biographie, Habitus und kulturelle Praxis

Autor(en): **Karrer, Dieter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Widerspruch : Beiträge zu sozialistischer Politik**

Band (Jahr): **7 (1987)**

Heft 14

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-652338>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Biographie, Habitus und kulturelle Praxis

Biographien sind zum einen bestimmt durch objektive gesellschaftliche Entwicklungen und Strukturen, in deren Rahmen sie sich abspielen. Zum anderen sind sie immer auch subjektiv konstituiert durch Wahrnehmungen und Handlungen der Akteure, die ihr Leben gestalten, interpretieren und erinnern. Viele soziologische Untersuchungen betonten entweder die strukturelle oder subjektive Seite, ohne der Vermittlung beider genügend Rechnung zu tragen.

Diesem Mangel versuchten wir mit einem Ansatz zu begegnen, den P. Bourdieu in seinem „Entwurf einer Theorie der Praxis“ (1979) „praxeologisch“ genannt hat. Gesellschaftliche Strukturen werden hier nicht als etwas gefasst, das den Individuen äusserlich ist und sie nur von aussen bestimmt. Die gesellschaftlichen Verhältnisse existieren in den Individuen, in ihrem Denken, ihren Gefühlen, Handlungen und Träumen. Oder etwas theoretischer formuliert: Individuen sind ein spezifisches Niveau der Existenzweise gesellschaftlicher Bedingungen. (Andere Niveaus sind z.B. die Familie, die Nation, die Weltgesellschaft).

Aus dieser theoretischen Perspektive, in deren Mittelpunkt der Begriff des Habitus steht, wird es möglich, alte und falsche Gegenüberstellungen wie ‚Individuum und Gesellschaft‘, ‚Freiheit und Determinismus‘, ‚Subjekt und Objekt‘, ‚Mikro- und Makrobereich‘ neu zu denken (Héran 1987). Einige Elemente dieses theoretischen Rahmens sollen im folgenden dargestellt werden.

Biographien und gesellschaftliche Entwicklung

Für die Zeit nach dem 2. Weltkrieg lassen sich grob zwei Phasen gesellschaftlicher und biographischer Entwicklung unterscheiden:

Die erste Phase, die bis Ende der 60er Jahre dauert, ist eine Phase der Kontinuität: Die wirtschaftliche Entwicklung war gekennzeichnet durch anhaltende Prosperität ohne grössere konjunkturelle Einbrüche. Die Veränderung der Produktionsbedingungen folgte einem Rhythmus, der zwar intergenerationell Veränderungen mit sich brachte, intragenerationell jedoch eine gewisse Konstanz und Traditionalität gewährleistete. Berufliches Wissen konnte durch Erfahrung aufgebaut und erweitert werden. Dem entsprachen betriebliche Aufstiegswege, deren Zugang primär nach Anciennität und persönlichem Erfahrungswissen geregelt wurde (Bourdieu 1981). Biographien waren durch grosse Konstanz und Kontinuität und ein grosses Mass an äusserer Regelmässigkeit gekennzeichnet. Diese Dominanz askriptiver biographischer Muster mit relativ stabilen Normalbiographien machte Zukunft als lineare Fortschreibung der Gegenwart berechenbar und planbar.

Seit Beginn der 70er Jahre kündigt sich eine neue Phase an, die zentrale Momente der früheren Entwicklung in Frage stellt und beseitigt. Konjunk-

turelle und strukturelle Krisen nehmen zu und machen die wirtschaftlichen Existenzbedingungen zunehmend unsicherer.

Der Rhythmus der technologischen Entwicklung hat sich durch die Einführung der Mikroelektronik beträchtlich erhöht. Die Umwälzung der Produktionsbedingungen führt zu Veränderungen, die nun intragenerationell bewältigt werden müssen. Die Bürokratisierung der Unternehmen und eine beständige Rationalisierung der verschiedenen Tätigkeiten und Funktionen entwerten das persönliche Erfahrungswissen, das sehr stark an einzelne Personen und individuelle Berufsbiographien gebunden war. Die Akkumulation von Wissen durch Erfahrung wird zunehmend nutzlos, weil sich die technologischen Grundlagen sehr schnell ändern. An die Stelle partikulären Erfahrungswissens tritt ein allgemeineres, formalisiertes Wissen, das in standardisierten Ausbildungsgängen gelernt wird und vom Wissensstand der einzelnen Person zunehmend unabhängig ist. Dem entspricht eine entpersönlichte Rekrutierungspraxis, die auf Bildungstiteln und schulisch vermittelter Kooptation beruht.

Biographien verlieren ihre Konstanz und ihre äussere Regelmäßigkeit, ihren askriptiven Charakter und werden zu einem Weg, der vom Individuum selber organisiert und abgesichert werden muss (Gross 1985; Beck 1986). War (berufliche) Zukunft vorher eine mehr oder weniger berechenbare Grösse, die aus der Gegenwart extrapoliert werden konnte, so wird sie jetzt zunehmend ungewiss und unsicher.

Der Habitus

Biographische Wahrnehmungen und Handlungen lassen sich weder auf objektive Strukturen reduzieren (objektivistische Methode) noch aus sich selbst heraus verstehen (phänomenologische Methode). Sie müssen in ihrem dialektischen Verhältnis zu den objektiven Strukturen rekonstruiert und erklärt werden (Bourdieu 1979). Das Verhältnis zwischen kulturellen Dispositionen und objektiven Strukturen lässt sich mit dem Begriff des Habitus theoretisch fassen.

Der Habitus ist eine kulturelle Orientierung, in der objektive Strukturen und Zwänge inkorporiert und zu Wertorientierungen transformiert worden sind. Der Habitus ist also einerseits das Produkt sozialer Bedingungen („strukturierte Struktur“), andererseits aber auch Bewertungs- und Erzeugungsprinzip von Handlungen („Strukturierende Struktur“), die dazu tendieren, mit diesen sozialen Bedingungen in Einklang zu stehen und diese zu reproduzieren (1). Dieser Prozess der „Interiorisierung der Exteriorität und der Exteriorisierung der Interiorität“ (Bourdieu 1979) bringt die Orientierungen und Praktiken von Akteuren mit strukturell gleicher Lage in eine grössere Übereinstimmung, als diesen aufgrund einer wachsenden „lebensweltlichen Individualisierung“ (Beck 1986) selbst bewusst sein kann (2).

Im Habitus koinzidieren das objektiv Mögliche und das subjektiv Wünschbare, so dass das Unausweichliche als das Gewünschte erscheinen kann. Das Sprichwort „Aus der Not eine Tugend machen“ bringt diesen Transformationsprozess auf eine sehr kurze und treffende Formel. Deshalb

können Menschen etwas wollen, allein weil sie keine Alternative sehen, und etwas nicht wollen, bzw. nicht einmal in Betracht ziehen, weil ihnen die Verwirklichung völlig unrealistisch erscheint. Der Habitus beinhaltet also immer auch einen Sinn fürs Reale (3), für das Mögliche und für die Grenzen und steckt den Raum der legitimen Aspirationen ab. „Schuster bleib bei deinen Leisten“, oder andere bekannte Sätze wie „Für unsereinen gehört sich das nicht“, „Das passt nicht zu uns“ sind alltägliche Beispiele dieser Haltung. Der Realitätssinn wird in primären und sekundären Sozialisationsprozessen erworben und ist mithin altersabhängig.

Jugend kann aus dieser Perspektive auch als Phase des Lebenslaufes beschrieben werden, in der Erwartungen und Aspirationen die gegebenen Möglichkeiten oft übersteigen (4). Das führt zu anomischen Spannungen (Durkheim 1983), auf die je nach gesellschaftlichen und politischen Bedingungen ganz unterschiedlich reagiert werden kann.

Im Erwachsenenalter hingegen kommt es häufiger zu jener „Art von Realitätssinn (...), die bewirkt, dass jenseits aller Träume und aller Revolten jeder entsprechend der thomistischen Maxime ‚nach seinen Verhältnissen‘ lebt und sich, ohne es zu wissen, zum Komplizen der Prozesse macht, die zur Realisierung des Wahrscheinlichen führen“ (Bourdieu 1978).

Das ist allerdings nur solange der Fall, als die Strukturen, aus denen der Habitus stammt, sich nicht verändern. Und gerade das trifft heute unter Bedingungen eines beschleunigten, intragenerationellen (technologischen) Wandels immer weniger zu. Durch die Ungleichzeitigkeit eines relativ schnellen Wandels objektiver Bedingungen und der „Trägheit“ und Beharrungstendenz des Habitus werden in der älteren Generation Spannungen erzeugt, die so bei der jüngeren Generation nicht existieren. Denn der Habitus der jüngeren Generation erzeugt Wahrnehmungen und Handlungen, die zeitgemässer, den aktuellen Anforderungen angemessener sind als jene der älteren Generation, die mit (neuen) Problemen konfrontiert werden, für deren Bewältigung sie gar kein entsprechendes Verhaltensrepertoire besitzen (5).

Der Habitus ist jedoch nicht nur generationenspezifisch, er variiert vor allem nach sozialer Position, weil in ihm materielle Existenzbedingungen inkorporiert sind, die sich je nach gesellschaftlichem Standort unterscheiden. Die Auswirkungen dieser unterschiedlichen Haltungen auf die Praktiken und Sichtweisen der Gegenwart, die Wahrnehmung der Vergangenheit und das Verhältnis zur Zukunft sollen im folgenden etwas ausführlicher dargestellt werden.

Praktiken und Sichtweisen der Gegenwart

Fasst man den Habitus als Kontinuum, so lässt sich folgende idealtypische Beziehung formulieren: Je grösser die Verfügung über zentrale gesellschaftliche Güter (Einkommen, Bildung usw.) und je grösser damit die Distanz zu den objektiven Zwängen des Alltags ist, desto eher kann man vom unmittelbar Lebensnotwendigen abstrahieren und die Dinge unabhängig von ihrer

Funktion nach ihrem Wert für sich beurteilen. Dieser Haltung entspricht die Neigung, der reinen Form gegenüber dem Inhalt, dem Abstrakten gegenüber dem rein Praktischen den Vorzug zu geben.

Leute aus höheren sozialen Schichten, für die diese Haltung typisch ist, sind auch häufig der Überzeugung, ihr Leben und ihre Umwelt selber bestimmen zu können. Dem entspricht eine Sichtweise der Welt, die stark dazu tendiert, soziale Zusammenhänge und Unterschiede auf individuelle Charakteristika und individuelle Verhaltensweisen zu reduzieren. Diese individualisierende Denkweise ist Ausdruck eigener (biographischer) Erfahrungen, die durch einen relativ grossen Spielraum individueller Handlungsmöglichkeiten gekennzeichnet sind.

Ist die Verfügung über zentrale gesellschaftliche Güter und damit die Distanz zur „Sphäre der objektiven Notwendigkeit“ und daraus resultierenden sozialen Zwängen jedoch gering, so muss man ein Verhältnis zur Welt entwickeln, das den Wert einer Sache nach ihrem unmittelbaren Nutzen und ihrer Funktion bemisst. In diesem „instrumentellen Habitus“ ist jedoch der durch soziale Zwänge gekennzeichnete Konstitutionszusammenhang aus dem Gedächtnis gestrichen: Er ist zu einer kulturellen Orientierung geworden, an der man sich in seinen Urteilen und Handlungen ausrichtet, und der man ihre Herkunft nicht mehr ansieht. Als Beispiel sei hier die Verurteilung und Ablehnung des „reinen Luxus“ als dem Überflüssigen und Nutzlosen genannt.

Dieser Nähe zum Lebensnotwendigen entspricht eine Haltung, die sehr stark auf den Inhalt, das Handfeste und unmittelbar Greifbare, das Praktische abstellt und grosse Mühe bekundet mit „weltfernen“ Formalismen, mit allem Abstrakten, das nicht auf die eigenen Erfahrungen, das eigene Leben rückbeziehbar ist (6). Arbeiter, für die diese Haltung typisch ist, tendieren in der Regel auch stärker dazu, die Ursachen von Problemen aufgrund der alltäglichen Erfahrung von Fremdbestimmtheit in externen, sozialen Bedingungen zu lokalisieren, die durch individuelles Verhalten nicht beeinflusst werden können. Soziale Realität wird oft als gegeben und unveränderbar wahrgenommen, das Vertrauen, sein Leben selber beeinflussen und verändern zu können, ist gering. Das zeigt sich in einer Denkweise, die viel stärker auf die „Zugeschriebenheit“ der Dinge als auf ihre „Erwerbbarkeit“ rekurriert (Karrer 1985)(7).

Der Habitus beeinflusst auch das Verhältnis zum Lernen: was man für lernbar hält und wie man lernt. Je höher die soziale Stellung und die Bildung, desto grösser ist das Vertrauen in die individuelle Lernfähigkeit und desto eher ist man der Meinung, durch individuelle Anstrengungen etwas erreichen zu können. Zudem verfügt man über einen Lernstil, der sich Wissen über Theorien in formalisierten Ausbildungsgängen aneignet.

Demgegenüber halten Arbeiter einen kleineren Teil des Wissens für lernbar. Viele Fähigkeiten werden als zugeschrieben wahrgenommen, die nicht durch individuelle Anstrengungen erworben werden können, sondern die man entweder hat oder nicht hat. Im Unterschied zu Leuten mit höherer Bildung verfügen sie auch eher über einen Lernstil, der sich stark an der Praxis

orientiert und relativ wenig formalisiert ist (Balmer/Gonon/Straumann 1986). Dieser traditionelle proletarische Habitus gerät in Konflikt mit einer Entwicklung, in der der Einzelne immer stärker auf sich selbst angewiesen ist und theoretisches wie schulisch vermitteltes Wissen immer wichtiger werden.

Erinnern

Erinnern ist ein aktiver Prozess, der aus den gemachten Erfahrungen auswählt (Selektion) und diese Erfahrungen deutet (Interpretation). Selektion und Interpretation sind abhängig vom Standpunkt und der Perspektive.

„Eine Handlung, eine Szene lässt sich nicht erzählen ohne einen Standpunkt zu wählen (genau wie ein Fotograf oder ein Künstler eine Landschaft oder ein Portrait nicht darstellen kann, ohne einem Blickwinkel, einen Standpunkt, eine Beleuchtung, die Umgebung und den Rahmen zu wählen). Der Blickwinkel gibt dem Erzählten die Bedeutung.“ (Bertaux/Bertaux-Wiame 1985)

Die Perspektive ist stark bestimmt von der sozialen Position, die man innehat. Das zeigt sich daran, dass Leute mit ähnlichen Erfahrungen je nach späterem sozialem Standort diese Erfahrungen ganz unterschiedlich erinnern.

„Ein Beispiel: Wir versuchten zu rekonstruieren, was die Lehrzeit in einem handwerklichen Bäckereibetrieb in den 20er Jahren bedeutete. Im Jahre 1976 befragten wir zu diesem Zweck Rentner, die sie erlebt hatten. Einige sind ihr ganzes Leben lang abhängig Beschäftigte geblieben: Alle (sieben an der Zahl) erinnerten sich un-
gemein gut an die Härten der Lehrzeit (das Aufstehen um Mitternacht, die lange Arbeitszeit, die Schimpfereien usw. ...) Anders die, die sich mit 25 oder 30 als Handwerker selbständig gemacht hatten; sie hatten den bedrückenden Aspekt ihres Lebensabschnittes aus ihrem Gedächtnis radiert; sie erinnerten sich an diese Zeit als an den Lebensabschnitt, in dem sie ihren Beruf gelernt haben. Aus einer einstmalig gleich erlebten Erfahrung formte der nachfolgende Lebensabschnitt unterschiedliche Erinnerungen, eine andere Wahrnehmung, ein anderes Gedächtnis. Noch ein Beispiel: die zwischen den beiden Weltkriegen aus der Provinz nach Paris Abgewanderten. Nachdem sie ungefähr dieselben ‚Abenteuer‘ bei ihrer Ankunft erlebt hatten, legten sie ihnen eine unterschiedliche Bedeutung bei, je nachdem, ob sie in der Folgezeit lohnabhängig geblieben sind oder ob sie sich selbständig machten und gewissermaßen ihre Klassenzugehörigkeit wechselten.“ (Ebda.)

Die zentrale Rolle der sozialen Stellung zeigt sich auch darin welche Bedeutung der eigenen Person in der biographischen Erzählung zukommt. Je höher die soziale Stellung und je mehr man dadurch sein Leben individuell gestalten und beeinflussen kann, desto mehr sieht man sich auch in der Erinnerung als handelndes Subjekt, als Gestalter seiner eigenen Biographie. Je tiefer hingegen die soziale Stellung und je fremdbestimmter man in seinem Leben ist, desto mehr verschwindet die aktive Rolle des Erzählers aus der Beschreibung seines Lebens. In der biographischen Erinnerung von Arbeitern wird das „Ich“ zum unpersönlichen „Man“, und an die Stelle einer linearen Abfolge von individuellen Handlungen tritt ein Aufreihen von Alltagssituationen.

Zukunftsorientierung

Ein je nach sozialer Stellung unterschiedlicher Habitus erzeugt auch ein unterschiedliches Verhältnis zur Zukunft. Je mehr Dispositionsmöglichkeiten die Gegenwart einem Akteur bietet und je grösser seine ökonomischen und kulturellen Ressourcen (Bildung usw.) sind, desto eher wird er auch die Zukunft als beeinflussbar wahrnehmen und dazu neigen, die Zukunft in sein gegenwärtiges Handeln strategisch miteinzubeziehen.

Wo die Gegenwart hingegen einer starken Fremdbestimmung unterliegt, und nur geringe individuelle Einflussmöglichkeiten zulässt, da entbehrt die Planung der Zukunft nicht nur der Grundlage, sie wird auch viel weniger in die gegenwärtigen Handlungen einbezogen (Elias. 1987).

„Die Praxen der Ökonomie und Strategien dieser Menschen ohne Zukunft und insbesondere das fatalistische Sich-Aufgeben beweisen, dass sich unterhalb einer gewissen Schwelle nicht einmal die Disposition zum strategischen Handeln, eine Disposition, die den praktischen Bezug auf eine manchmal weit entfernte Zukunft impliziert, entwickeln kann, so als ob das tatsächliche Wollen, die Zukunft zu meistern, sich unbewusst der tatsächlichen Macht, sie zu meistern, angleichen würde.“ (Bourdieu 1977)

Anstelle der Lebenszeit als Ressource für das Erreichen von gesteckten Zielen tritt die Lebenszeit als Dauer, die gekennzeichnet ist durch einen engen Zeithorizont und ein Handeln, das sich an der jeweils gegebenen Situation ausrichtet.

Es stellt sich zum Schluss die Frage, wie der Wandel der Arbeits- und Lebensbedingungen die klassenspezifischen Habitusformen verändern wird. Dieser Frage sollte in Zukunft in empirischen Untersuchungen mehr Aufmerksamkeit geschenkt werden.

Anmerkungen

* Beim folgenden Text handelt es sich um eine überarbeitete Fassung des theoretischen Teils des Nationalfondsprojektes „Der Ausbilder in der Maschinen- und Elektrobauindustrie. Ergebnisse einer berufsbiografischen Untersuchung“ (Gonon/Karrer/Straumann), das im Januar 1988 als Buch erscheinen wird.

Begeht man in der wissenschaftlichen Arbeit einen Weg, der sich gleichermassen von theorieloser Empirie und empirieloser Theorie abgrenzt und wählt man sich Wahrnehmungen und Handlungen von Akteuren zum Gegenstand soziologischer Analyse, so gerät man schnell in eine Situation „intellektueller Not“ (Bourdieu). In dieser Situation war für uns der Bezug auf die Theorie Bourdieus hilfreich, weil sie uns erlaubte, den Zusammenhang von sozialen Bedingungen, Sichtweisen und Praktiken zu begreifen. Der folgende Text versteht sich nicht als systematische Einführung in die Theorie Bourdieus, sondern ist Teil eines Versuchs, mit zentralen Begriffen seiner Theorie zu arbeiten und sie für die empirische Analyse fruchtbar zu machen.

- 1) Als Beispiele seien etwa die Internalisierung der Zeitnormen (Elias 1985) oder der historische Transformationsprozess vom (Fabrik-)Arbeitszwang zum Arbeitsethos genannt.
- 2) Entgegen der Meinung Becks (1986) kommt es also im Laufe von Individualisierungsprozessen weniger zu einer Auflösung (Klassen-)kultureller Gemeinsamkeiten; was erschwert wird, ist dagegen die Transformation dieser unbewussten Gemeinsamkeiten in ein gemeinsames (Klassen-)Bewusstsein.

- 3) E. Durkheim hält fest: „Was man auch tut, immer müssen die Wünsche in gewissem Sinne mit den gegebenen Mitteln rechnen. Was man hat, gilt zum Teil als Ausgangspunkt für das was man haben möchte“(1983, S. 290).
- 4) Das wird bereits von Aristoteles sehr schön beschrieben:
 „Die Jugendlichen sind ihrem Charakter nach zu Begierde disponiert und geneigt, das zu tun, wonach ihre Begierde tendiert. (...) Sie begehren heftig, lassen aber schnell nach. (...) Auch sind sie Sklaven ihres Zorns; denn aufgrund ihres Ehrgeizes können sie es nicht ertragen, geringgeachtet zu werden, sondern sie geraten in Empörung, wenn sie sich ungerecht behandelt glauben.(...)“
 Ferner sind sie nicht schlecht gesinnt, sondern gutmütig, weil sie noch nicht viel Schlechtigkeit gesehen haben. Auch sind sie leichtgläubig, weil sie noch nicht häufig getäuscht worden sind.(...) Sie leben meistens in der Hoffnung, denn die Hoffnung bezieht sich auf Zukunft, die Erinnerung aber auf das Vergangene. Für die Jugend aber ist die Zukunft lang, die Vergangenheit dagegen kurz: denn am Morgen des Lebens glaubt man, sich an nichts zu erinnern, dagegen alles zu erhoffen. Aufgrund des Gesagten ist sie auch leicht zu täuschen, denn sie ist leicht zur Hoffnung geneigt. (...)
 Alle ihre Fehler aber liegen (...) im Bereich des Übermasses und der übertriebenen Heftigkeit: denn alles tun sie im Übermass; sie lieben nämlich im Übermass, sie hassen im Übermass und so alles andere in gleicher Weise.“
- 5) Empirisch lässt sich das zum Beispiel in verschiedenen, den neuen Technologien unterschiedlich angepassten Lernstilen nachweisen (Gonon/Karrer/Straumann 1988).
- 6) Diese Haltung liesse sich in verschiedenen Bereichen nachweisen; in einer spezifischen Ästhetik ebenso wie in einer bildhaften Sprache. Zudem liesse sich zeigen, dass kulturelle Orientierungen und Praktiken nicht neutral sind, sondern einem doppelten Bewertungsprozess unterliegen: sie sind einerseits hierarchisiert, andererseits hierarchisierend. Das heisst, die Träger dieser kulturellen Güter und Praktiken unterliegen ebenfalls einer Klassifizierung und Bewertung, die sie, analog zur sozialen Hierarchie, auch innerhalb der kulturellen Hierarchie verortet.
- 7) Die Lokalisierung der Ursachen von Problemen in sozialen Bedingungen könnte auch die Grundlage abgeben für kollektive Problemlösungsstrategien. Erst wo die politischen Voraussetzungen dafür fehlen, schlägt diese Haltung in Fatalismus um.

Literatur

- Balmer, K./Gonon, Ph./Straumann, M., 1986: Innovation und Qualifikation. Aarau.
- Bertaux, D./Bertaux-Wiame, I., 1980: Autobiographische Erinnerung und kollektives Gedächtnis. In: Niethammer, L. (Hrsg): Lebenserfahrung und kollektives Gedächtnis. Frankfurt.
- Bourdieu, P., 1976: Entwurf zu einer Theorie der Praxis. Frankfurt.
- Bourdieu, P., 1982: Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt.
- Bourdieu, P., 1974: Zur Soziologie der symbolischen Formen. Frankfurt.
- Bourdieu, P., 1984: Questions de Sociologie. Paris.
- Bourdieu, P., 1985: Sozialer Raum und „Klassen“/Leçon sur la Leçon. Frankfurt.
- Bourdieu, P./Boltanski, L./De-Saint-Martin, M./Maldidier, P., 1981: Titel und Stelle. München.
- Beck, U., 1986: Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne. Frankfurt.
- Durkheim, E., 1983: Der Selbstmord. Frankfurt.
- Gross, P., 1985: Bastelmentalität: ein „postmoderner Schwebezustand“. In: Schmid, Th. (Hrsg.): das pfeifende Schweiz, Berlin.
- Elias, N., 1987: Die Gesellschaft der Individuen. Frankfurt.
- Gonon, Ph./Karrer, D./Straumann, M., 1988: Der Ausbilder in der Schweizer Maschinen- und Elektroindustrie. Aarau (im Druck).
- Héran, F., 1987: La seconds nature de l'habitus. In: Revue française de Sociologie. Vol. XXVIII. Paris.
- Karrer, D., 1985: Abschied vom Klassenbegriff? Zum Streit um Angestelltenschaft und Individualisierung. In: Widerspruch, H. 10.